

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1927

66 (19.3.1927) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger Nr. 66

Nr. 11

Samstag, den 19. März

1927

Der rechte Kunstgenuss

Von Curt Amend

Wie jeder scharf ausgeprägte Charaktervorzug meist gleichzeitig die Gefahr seiner Überspannung in sich birgt, so ist auch die wissenschaftliche Begabung des deutschen Volkes, seine „Gelahrtheit“ — so bewundernswert sie an sich ist, und so denkwürdige Leistungen sie herbeibringt — doch auch zu einem Schaden für uns geworden. Wir haben diese Gelehrtheit, diese Anbetung der Literatur, des Buchstabens, dermaßen übertrieben, daß uns oft genug der frische und naive Blick für das Natürlichkeitsverlorene ging.

Singu kam der unselbige Drang des Deutschen nach Individualisierung, nach Isolierung und die sich daraus ergebende Lust am wissenschaftlichen Streit, am Disput. Auch in anderen Ländern haben sich die Gelehrten gezankt. Aber ihr Gezänke reicht nicht entfernt an das heran, was Deutschland auf diesem Gebiet produziert hat. Und über dem Streit der Personen und der Richtungen ist dann häufig genug die Kernfrage des Disputs ganz außer Acht gelassen worden: die Polemik wurde interessanter und wichtiger, als die Kenntnis der Frage selbst.

Auch die Kunst ist in diesen gefährlichen Strudel des wissenschaftlichen Disputs der Intellektuellen hineingezogen worden. Nicht zu ihrem Vorteil. Denn die gebildeten Schichten des Volkes machten sich mit einem so großen Eifer über die einzelnen Vorgänge und Phasen des literarischen Streites her, daß sie sich damit der Kunst selbst immer mehr entfremdeten. Das Literarische und Polemische wurde auch hier zur Hauptsache; das Gefühl aber für die Kunst bzw. für das künstlerische Schöpfungsziel — ein Gefühl, das schon an und für sich bei uns nicht allzu stark entwickelt ist — verflüchtigte sich beinahe gänzlich. Und nur zu oft mußte man die betrübende Wahrnehmung machen, daß diejenigen aus dem Publikum, die sich am leidenschaftlichsten am Streit beteiligten und am entschiedensten Stellung nahmen, von den Dingen selbst, um die es sich handelte, am wenigsten verstanden.

Die Führer der miteinander kämpfenden Richtungen erfordern ihre, für den Gebrauch des Publikums zurechtgemachten Schlagwörter und formulierten knappe Lehrsätze, die von ihnen selbst nur sehr selten richtig verstanden wurden und die Köpfe des Publikums jedenfalls vollends verwirrten. Auch das Deutsche, in dem solche Lehrsätze abgefaßt waren, war meist derartig fragwürdig, daß der tragende Gedanke selbst, sofern überhaupt einer vorhanden war, gar nicht begriffen werden konnte. Aber die Schlagwörter, die Lehrsätze, die Flugblätter und apologetischen Bücher waren nun einmal da, und sie bildeten in unbedenklicher Form die Grundlage der Unterhaltung unter den Gebildeten. Bei der Eigenart mitteleuropäischer Diskussion war es den Wenigen, die vielleicht eine Ahnung von den Dingen selbst hatten, meist nicht möglich, zu Wort zu gelangen und sich Geltung zu verschaffen. Sie wurden überhört.

Es ist klar, daß mit solchen Methoden unser Volk zum wahren Kunstgenuss nicht erzogen werden kann. Denn Voraussetzung für einen solchen Kunstgenuss ist das Ablegen aller literarischen und polemischen Scheuklappen, das naive Herantreten an die Kunstschöpfung selbst. Sind diese Voraussetzungen erfüllt, dann wird ein Künstler, der in einer ganz neuen Sprache zu seinem Volke redet, es nicht so schwer haben, sich durchzusetzen, als das bisher der Fall war. Denn bisher lehnte sich eben von vornherein die Richtung, die literarisch gerade die dominierende war, mit befangenem Urteil gegen den unheimlichen Neuling auf. Wollte man ihm zu einem Erfolg verhelfen, so mußte man sich gleichfalls der nun einmal üblichen Waffen bedienen und den Teufel mit Beelzebub vertreiben, d. h. den Schlagwörtern der alten Richtung die Schlagwörter der neuen entgegenstellen.

All dies ist grober Unfug. Der Kunst und dem Künstler wird damit nicht genügt. Vor lauter Disput und Gefasel kommt die Masse des Volkes und der Gebildeten an das Kunstwerk und seinen Genuss gar nicht mehr heran. Jeder, der es ernst meint mit der Kunst und seinem Volke, wird daher bestrebt sein, diese Barrieren niederzureißen. Das kann nur so geschehen, daß er seinen Zeitgenossen immer wieder zuruft: **Halte dich nicht an Schlagwörter und nicht an die Meinungen von Schulen und Richtungen!** Es ist nicht wahr, daß deshalb, weil nun im Augenblick die Schöpfungen der einen Richtung gefeiert werden, die der anderen Richtung schlecht oder minderwertig sind! Das **Schöne und Gute** ist überall vorhanden und unabhängig vom Streit der Meinungen! Und wenn im Augenblick etwa gerade die Gotik mit besonderer Wärme als das Ideal aller Kunst gepriesen wird, so laßt euch dadurch nicht betören! Die Gotik hat ihre unübertroffene Schönheit, aber deshalb ist die romantische Kunst oder die Kunst der Renaissance nicht minder schön. Und man der persönliche Geschmack

des einzelnen auch einem bestimmten Stil zuneigen, so wird dieser Geschmack, wenn er wirklich geschult ist, immer bereit sein, auch den andern Stil um seiner immmanenten und objektiven Schönheit willen gelten zu lassen!

Man stellt heute ruhig ein gutes Wiedermeiermöbel neben ein Renaissance- oder Barockmöbel. Und siehe da: sie vertragen sich ganz gut nebeneinander. Die von allen Richtungen unabhängige Schönheit und Zweckmäßigkeit ist es, welche diese Harmonie erzeugt. Und diese Erfahrung sollte für den Genuss aller Kunst maßgebend sein. Man kann auf Junges schwören, man braucht aber deshalb die großen Impressionisten nicht abzulehnen. Man kann Franz Werfels Dramen schätzen und braucht deshalb nicht gegen Schiller oder gegen Shakespeare zu wettern. Man kann Thomas Mann lieben und braucht deshalb Wilhelm Raabe nicht zu verachten. Und man kann sich einen Max Liebermann kaufen, ohne deshalb seinen Spitzweg aus der Wohnung zu verbannen. Ob man sie beide gerade dicht nebeneinander hängen wird, ist eine andere Frage. Jedenfalls kann nur der die Kunst, und das heißt die Kunst aller Zeiten und aller Völker genießen, der sich frei hält von dem Einfluß der Schlagwörter und mit jener Naivität, die allein die Vorbedingung eines wahrhaft reinen Urteils ist, an die Dinge herantritt!

Hölderlins Diotima-Erlebnis

Von Theodor Stiefenhöfer.

Seit mehr als einem Jahrzehnt tritt Friedrich Hölderlin als der große Seher und Krieger, als hoher Dichtertypus vor eine größere deutsche Allgemeinheit. Dem Gelbdruck einiger Dichter und Forscher, einer mißbelebten Herausgeberarbeit ist es zu danken, daß die große Verkündung und die Verförperung hellenischen Menschens dem allgemeinen Auge und Ohr der Deutschen ferner nicht verschlossen bleibt. Angesichts der Tatsache, daß Hölderlin als schicksalhafter dämonischer Mensch sichtbar wurde, dessen dichterische Verlautbarungen göttliche Kräfte und Mächte wieder beschwören, verlieren die Wertungen vergangener Epochen, so wichtig sie für die Bewahrung des Gedächtnisses an Hölderlin gewesen sind, ihr Gewicht. Hölderlin ist mehr als „Sehnsucht nach reiner Menschheit“, wie Rosenkranz vor hundert Jahren urteilte; „mehr als eine zartbesaitete Aeolsharfe, die erst leise melodisch vom Winde bewegt, dann vom Sturm gepackt, unter furchtbaren, doch immer schönen Klängen zerrissen sei“, wie Menzel sagte. Und wenn einige Zeit später der politische Lyriker Herwegh Hölderlin als Richter des deutschen Wesens und als Sänger befeuernder Schlachtlieder preist — so treffen alle diese lauten und leisen Stimmen nichts von dem Urgrund Hölderlinschen Wesens. Wie natürlich, konnte sich Hölderlin als Zeitgenosse Schillers und Goethes nur schwer Geltung verschaffen. Sein nahes geistiges Verhältnis zu Schiller weist überdies äußerlich tragische Züge auf, wie denn überhaupt sein Bestes von dem klassischen Dichterpaaar nicht gesehen werden konnte.

Die Darstellungen vergangener Generationen fußten mit besonderem Behagen auf den beiden Tatsachen Hölderlins Liebe und Wahnsinn. Geschmacklose Neugier und weiche Sentimentalität hat für die nachfolgenden Geschlechter das reine Bild des Dichters getrübt und entstellt. Angesichts der Kundheit und schicksalhaften Notwendigkeit des Hölderlinschen Lebens und Wirkens aber sind uns heutigen solche Bewertungen bedeutungslos. Hölderlin ist vornehmlich der Dichter, der nicht nur vom biographischen Standpunkt aus gesehen sein will, sondern vom Werk aus. Erst dann bekommen die einzelnen Lebensstadien Beleuchtung und Farbe und ihren eigentlichen tieferen Sinn und Bezug. Der Dichter fühlt sich ganz als „Verkünder des Glaubens“ an die Wiederkehr eines göttlichen Gemeinschaftsgeistes in unserm Volke. Allzulange hat man die ungeheure seelische Kraft übersehen, von der Gundolf sagt, daß es eine der größten gewesen sei, die je sich unter Deutschen gezeigt habe. Nicht an seiner Schwäche sei er gescheitert, sondern an seiner unerbittlichen Reinheit, die keines Kompromisses fähig gewesen sei.

Nun muß man sich vorzustellen suchen, was es Hölderlin bedeuten mußte, in der Liebe zu Susette Gontard — der Frau eines Frankfurter Bankiers, in dessen Hause er eine Erziehertelle inne hatte — auf eine ihm ganz gemäße, ihm durchaus verwandte Welt zu treffen. An dem Adel ihrer Schönheit und der echten Herzensempfindung ihres Wesens fand seine suchende Seele den Traum griechischer Harmonie und menschlicher Vollkommenheit verwirklicht. Immer neue Namen findet er für sie: Griechin, Sonne, Madonna, Diotima. Seine Beziehungen zu ihr nennt er „eine ewige heilige Freundschaft mit einem Wesen, das sich recht in dies arme, geist- und ordnungslose Jahrhundert verirrt hat“. „Lieblichkeit, Hoheit und Ruhe und Leben und Geist und Gemüt und Gestalt ist ein seliges Eins in diesem Wesen“, heißt es ein andermal. Sein Schönheitsginst

orientierte sich dauernd an diesem Madonnenkopfe und dem klaren Ebenmaß ihrer Züge. Hölderlin hat dieses Vereinen zweier Welten durchaus religiös aufgefaßt. Er selbst spricht davon, daß die gemeinsame Sphäre eine „gemeinsame Gottheit“ erzeugt habe. Damals schrieb er: „Es gibt große Stunden im Leben. Wir schauen an ihnen hinauf wie an den kolossalen Gestalten der Zukunft und des Altertums, wir kämpfen einen herrlichen Kampf mit ihnen, und bestehen wir vor ihnen, so werden sie wie Schwestern und verlassen uns nicht, . . . es schien, als wäre die alte Welt gestorben und eine neue begönne mit uns, . . .“. Daß die Liebe Hölderlins für die Befriedigung von Sensationsgelihten nicht den geringsten Anlaß bietet, das haben die vor nicht langer Zeit gefundenen „Briefe der „Diotima“ zum Greifen deutlich gemacht; sie gehören zu den schönsten und edelsten Denkmälern, von denen wir wissen. Wie groß der geistige Einfluß und der produktive Antrieb dieser Frau gewesen ist, erkennt man aus der Tatsache, daß sie es war, die Hölderlin dem qualenden Einflusse Schillers und dem strengen und kalten Denken Fichtes entzog und auf die Bahnen Klopstocks zurückführte: dahin nämlich, wo sich sein eigener urkümlicher Ausdruck befestigen und frei entfalten konnte. Darüber hinaus war der eigentliche Sinn dieser seelischen Bindung: der Welt des Dichters Dasein zu geben.

Der griechische Name Diotima hatte im Zeitalter unseres klassischen Schrifttums einen besonders geweihten Klang, er wurde damals als höchstes Symbol der Weiblichkeit vom Hellenentum übernommen. (Plato bezeichnet in seinem „Gastmahl“ mit dem Namen Diotima jene Frau, der Sokrates die tiefsten Erkenntnisse über die Liebe dankt.) Die Sehnsucht unserer Klassiker zielte nach einem geläuterten Menschentum. Für das Blühen und Wachsen dieser Geistesrichtung erhoffte man viel von einem natur- und gottnahen Frauenwesen. So schuf man sich damals in der Dichtung einen Idealtypus der Frau: Frau v. Stein gibt Goethe Züge für die Zuhygienie und die Leonore im „Tasso“. Ein ähnliches Idealbild war Karoline für Friedrich Schlegel; dieser nannte sie öfters seine Diotima. Auch der holländische Philosoph Hemsterhuis, der auf die deutsche Romantik befruchtend einwirkte, nannte die Fürstin Amalie von Gallitzin gleichfalls Diotima. Bedeutete sonst überall der griechische Name ein bloßes historisches Anhängsel, so hauchte erst Hölderlin ihm neuen Lebensatem ein. Das Ideal bleibt bei ihm nicht leblos, es wird lebhaft, gegenwärtigste Gestalt, gelebter Wert des Lebens selbst, Lebensnorm. Diotima erweist sich für ihn als das Schicksal seines irdischen und die Muse seines dichterischen Lebens. Hier von geben die Briefe der Diotima einen ganz reinen Ausdruck.

Seit dem entscheidenden Erlebnis ruhte Hölderlins Leben in eigener Mitte, abgeschlossen gegen jedes äußere Andringen. In dieser Lebenswende wird sich Hölderlin erst seiner großen Einsamkeit voll bewußt und die Ablösung von den Zeitgenossen wird ihm Bedürfnis. Die heftigsten Stürme durchwühlten ihn aber erst, als die friedvolle Welt der Diotima in gewaltigen Kämpfen und Erschütterungen seelisch verzaubert. Da sich beide der Unvereinbarkeit ihrer bürgerlichen und inneren Beziehungen bewußt wurden, trennten sie sich aus freiem Entschluß. In den Oden und Elegien, in dem Trauerspiel „Empedokles“ richtete Hölderlin das hohe Denkmal seiner Liebe auf. Von nun an fühlt er keine Wirkungsmöglichkeit auf die Welt mehr und irrt heimatlos umher. Und charakteristisch für ihn: er bleibt dabei ganz versöhnlich und liebt sein Schicksal, ja, er empfindet es als eine besondere Gnade der Götter.

Der verdienstvolle Hölderlinforscher Norbert v. Heltingrath hat ein uns zufällig erhaltenes Gespräch Hölderlins aus der Zeit seines völligen Zusammenbruchs ans Licht gezogen, das der Dichter im Jahre 1802 auf seiner Rückwanderung von Bordeaux nach Deutschland mit einer französischen Adligen geführt hat. Hier spiegelt sich Hölderlins Glaubensbekenntnis und die Auffassung seiner dichterischen Sendung unmittelbar wieder, belangreich genug, es in diesem Zusammenhang zu verflechten. — „Dies ist die Unsterblichkeit: alles Gute, was wir schön denken, wird zu einem Genius, der uns nicht mehr verläßt und unsichtbar, aber in schönster Gestalt durchs ganze Leben begleitet, bis ans Grab. Von unserem Grabhügel aus nimmt es seinen Flug und gefellt sich zu den Heeren der Genien, die schon die Welt erfüllen und an ihrer Vollenbung und Verklärung weiterbauen. Diese Genien sind Geburten, oder wenn Sie wollen, Teile unserer Seele, und in diesen Teilen allein ist sie unsterblich. Die großen Künstler haben uns in ihren Werken die Abbilder ihrer Genien hinterlassen, aber es sind nicht die Genien selbst: es ist nur ihre Abspiegelung im Dunstkreis unserer Erde, wie sich die Sonne im Nebel wiederpiegelt. Die schönen Götter Griechenlands sind solche Abbilder der schönsten Gedanken eines ganzen Volkes, . . . so ist's mit der Unsterblichkeit beschaffen.“ Auf die Frage: Erlauben Sie, daß Sie auf diese Weise unsterblich sind? erwiderte er: „Ja, ich, der vor Ihnen sitzt? Nein! Ja denke nicht mehr schön. Das Ja, das vor zehn Jahren mein war, das ist unsterblich, aller-

dinge." Und sich befinnend, fügte er dann bestätigend nochmals hinzu: „Ja, allerdings, jenes Ich ist unsterblich.“

Künstliches Helium

Von Dr. phil. G. Richter, Leipzig.

Nach kürzlich in der Fachpresse erschienenen Mitteilungen ist zwei Forschern an der Berliner Universität ein großer Wurf gelungen, der wissenschaftlich und praktisch von hervorragender Bedeutung ist. Prof. Dr. Paneth und Dr. Peters haben, im Gegensatz zu einer früheren Anzahl weniger glücklicher Vorgänger, mit Erfolg versucht, Wasserstoff in Helium umzuwandeln. Bedeutet das also, daß unsere nächsten Bewohnerriesen anstatt mit Wasserstoff schon mit „Helium made in Germany“ gefüllt werden können? Nun, das wohl nicht ganz, aber möglich ist es wohl, daß später unsere Luftschiffe mittels künstlichen Heliums die Erdschwere überwinden und durch Vermeidung der Wasserstoff-Zülldung das Gefahrenmoment der Brennbarkeit aus der Welt schaffen, mit dem Ballongiere und Versicherungsgeellschaften sonst zu rechnen haben, trotz raffinierter Blähgasanlagen, räumlich isolierter Vorrichtungsanlagen und Explosionsmotorengondeln. Auch im Interesse des passioniert rauchenden transoceanischen Luftschiffreisenden wäre die Herstellung größerer Heliummengen sehr zu wünschen, denn der Gedanke, bei Zusammenstößen ungünstiger Umstände den Genuß einer Havanna mit einer Knallgasexplosion größten Stiles bezahlen zu müssen, ist kaum als stimmungsförderndes Moment anzusehen.

Das Helium und die anderen Edelgase sind erst seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bekannt. Seinen Namen verdankt das Helium dem Umstand, daß es zuerst bei der spektralanalytischen Untersuchung der Sonne entdeckt wurde. Der Nachweis auf der Erde wurde durch das Vorkommen in meist nur geringen Mengen und durch seine edle Natur, die keine Verbindung mit anderen Elementen zuläßt, sehr erschwert. Jetzt weiß man, daß Helium zusammen mit Wasserstoff in jeder unerschöpflichen Höhe als äußerste Schicht unserer Atmosphäre umgibt. Verhältnismäßig große Mengen, aber immerhin noch unter 1 Proz. entströmen durch die bekannten Erdgasquellen dem Boden. In Kanada und Texas können seit einigen Jahren aus einzelnen Erdgasquellen täglich über 100 cbm isoliert werden. Bei uns in Deutschland kennt man bisher noch keine so reichen Vorkommen. Unser Kenntnis vom Aufbau und Wesen des Heliums ist in den letzten 30 Jahren durch das Studium des radioaktiven Zerfalls, besonders der Radium- und Uranminerale, ganz bedeutend gefördert worden. Die Annahme, daß die Atome der bekannten ca. 90 Grundelemente wirklich die kleinsten Teilchen seien, aus denen sich die materielle Welt aufbaue, erwies sich, wenigstens in dieser strengen Formulierung, als nicht mehr haltbar. Man griff auf eine vor über 100 Jahren von **Prout** aufgestellte Hypothese zurück, nach der Wasserstoff als Urelement alle anderen Elemente bildet, deren besondere Eigenschaften durch verschiedene quantitative und räumliche Anordnung der Wasserstoffteilchen bedingt sei. Nach der neuen Theorie vom Aufbau der Materie ist die Umwandlung eines Elementes in ein anderes möglich. Diese Umwandlung geht bei den radioaktiven Stoffen wirklich vor sich, doch können wir diese Vorgänge nicht beeinflussen, weder beschleunigen noch verzögern. Eine willkürliche Umwandlung komplizierter Elemente ineinander setzt die Möglichkeit der Konzentration größter Energiebeträge auf kleinste Räume voraus, woran wir heutzutage im Ernst noch nicht denken können. Die rentable künstliche Herstellung von Gold aus weniger wertvollen Stoffen müssen wir weiter der Phantasie oder mindestens der Theorie überlassen.

Seit einigen Jahren kennt man die Zerlegung relativ einfach gebauter Elemente durch Bombardieren mit elektrisch geladenen Alpha-Teilchen. Dem englischen Physiker **Rutherford** gelang zuerst die Zerlegung des Stickstoffatoms und damit eine glänzende Bestätigung der modernen Atomtheorie. Ähnlich wie dieser Atomabbau war theoretisch auch ein Aufbau einfacher Atome möglich. Die nächstinteressierende und uns hier speziell interessierende Umwandlung von Wasserstoff in Helium mußte unter Umständen sogar leichter vor sich gehen, da dieser Vorgang keiner Energiezufuhr von außen bedarf. Die bisher angestellten Versuche, die mit starker Energie arbeiteten, waren zur Erfolglosigkeit verurteilt. Prof. Paneth ging von dem Gedanken aus, die Reaktionsfähigkeit der Wasserstoffatome durch Verwendung eines geeigneten Katalysators zu überwinden und damit den selbst Energie liefernden Aufbau des Heliumatoms mit genügender Geschwindigkeit ablaufen zu lassen. Nach den bisher bekannt gewordenen Versuchsergebnissen ist es den Berliner Forschern einwandfrei gelungen, Wasserstoff in Helium umzuwandeln und zwar am besten mit Palladium als Katalysator. Es muß weiteren eingehenden Untersuchungen überlassen bleiben, die günstigsten Bedingungen für die Reaktion zu finden, so daß sie in größeren Mengen aus dem reichlich und billig zur Verfügung stehenden Wasserstoff aufgebaut werden könnte. Jetzt schon aber haben wir den Triumph, daß deutschen Gelehrten erstmalig der Aufbau eines Elementes gelungen ist. Den einen praktischen Erfolg können wir jetzt schon buchen, daß im Laufe der genannten Untersuchungen verfeinerte Methoden zum Nachweis von Helium ausgearbeitet wurden, von denen wir bei der Prüfung unserer Erdgasquellen auf Fährung des wertvollen Heliumgases Nutzen ziehen können.

Zahn- und Mundpflege

Von Zahnarzt Dr. Walsche, Berlin

Die Wichtigkeit, welche die Gesunderhaltung der Zähne für die Gesundheit des menschlichen Körpers überhaupt besitzt, ist schon seit Jahrzehnten nicht nur von Männern der medizinischen und speziell zahnärztlichen Wissenschaft anerkannt, sondern auch, wenn auch nicht in dem erwünschten Grade, in das Bewußtsein der gebildeten Volksschicht gedrungen.

Wie die medizinische Wissenschaft schon längst den Standpunkt verlassen hat, die einzelnen Teile des menschlichen Organismus für sich zu betrachten, deren Erkrankungen eine rein örtliche Ursache und Folgebedeutung haben, so sollte auch das Laienpublikum die an einzelnen Körperteilen sich darbietenden krankhaften Erscheinungen in ihrem Zusammenhange mit dem Gesamtorganismus zu beobachten sich gewöhnen und lernen, wie man durch rationelle Lebensweise u. zweckmäßige Behandlung des Körpers und seiner Teile Erkrankungen vorbeugt. Nicht allein vorhandene Übel und Krankheiten zu bekämpfen, sondern ihnen auch nach Kräften vorzubeugen, das bezieht jeder als unabwiesbare Pflicht gegen sein eigenes Ich.

Durch die modernen bakteriologischen Forschungsmethoden ist unabweisbar erwiesen, daß im Munde eine nach Tausenden und Millionen zählende Schaar von Mikroorganismen (die kleinsten existierenden, nur mikroskopisch sichtbaren Lebewesen) ihr beglücktes Dasein fristen und eine sowohl örtliche wie allgemein den Gesamtorganismus beeinflussende Wirkung ausüben können. Gesunde, mit völlig intaktem Schmelzüberzuge versehene Zähne vermögen die Bakterien nicht zu beeinflussen; erst dann, wenn nach Einwirkung von Säuren eine vorherige Entkalkung der Zähne das Eindringen jener kleinsten Lebewesen ermöglicht hat, beginnen sie in schonungsloser Weise das Zerstörungswerk und führen die Erkrankung herbei, die als die verbreitetste Erkrankung der Zähne überhaupt gilt: die **Zahnfäule oder Karies**.

Eine zielbewusste Zahn- und Mundpflege muß nun nach dem Erwähnten darauf bedacht sein, nicht nur alle im Munde vorhandenen, Zähne und Mund ungünstig beeinflussenden Fremdkörper, zu denen man auch die in jedem, selbst dem sorgfältig gepflegten Munde stets vorhandenen Bakterien rechnen kann, unschädlich zu machen, sondern auch etwa vorhandene Schleimabsonderungen, Zahnstein, erkrankte und nicht mehr erhaltungswerte Zähne resp. Zahnwurzeln zu entfernen.

Als wichtigstes Mittel für die Zahnpflege gilt die Zahnbürste. Für viele noch immer ein Zuggegenstand, der gar nicht oder allenfalls Sonntag, wenn die zwei Minuten, die ihr Gebrauch erfordert, übrig sind, zur Anwendung kommt, ist die Art ihrer Anwendung durchaus nicht nebensächlich, ebenso wie ihre Beschaffenheit.

Die Handhabung der Zahnbürste wird nur von den wenigsten in der richtigen Weise ausgeführt. Gewöhnlich wird der Quere nach, d. h. senkrecht zur Stellung der Zähne gebürstet, was als durchaus falsch zu bezeichnen ist. Die Bürste soll in senkrechter Richtung parallel zur Stellung der Zähne geführt werden und nicht nur die Vorder- oder Außenseiten der Zähne, sondern auch die Innen- oder Zungenseiten und die Kauflächen der Backenzähne getroffen werden. Auch macht es durchaus nicht die Größe der Bürste; gerade eine kleinere, möglichst dem Kieferbogen in der Form angepaßte Bürste mit nicht zu langen Borsten, mit der es auch möglich ist, bis zum äußersten Zahn der Kieferreihe zu gelangen, ist empfehlenswerter als eine große und langborstige.

Die Ausgangspunkte der Zahnfäule sind im allgemeinen jene Stellen, in welchen durch Gärung von Speiseresten eine beständige Säurebildung stattfindet. Prädisponiert für die Retention von Speiseresten sind die Furchen der Backenzähne und ganz besonders die Zwischenräume zwischen den Zähnen, und diese letzteren sind es auch in der Tat, von denen aus die Zähne am leichtesten und häufigsten angegriffen werden, zumal sie von der Zahnbürste meist ungenügend getroffen werden. Nicht selten ist es erforderlich, besonders bei sehr gedrängter Stellung der Zähne, sich noch eines Zahnhochzählers zu bedienen, dessen Beschaffenheit nicht ohne Belang ist.

Am geeignetsten sind die aus Federstählen hergestellten, weniger die aus Holz oder Schildplatt, weil sie meist zu stark sind am allerwenigsten solche aus Metall, weil diese leicht Zähne und Zahnfleisch verletzen.

Wenn man berücksichtigt, daß es in erster Reihe zwischen den Zähnen zurückgebliebene Speisereste sind, die durch Zersetzung die das Zahngewebe lacerierenden und entkalkenden Säuren (besonders Milchsäure) bilden, so ist damit die Notwendigkeit für eine nach jeder Mahlzeit vorzunehmenden Reinigung gegeben. Außerdem aber sollte man besonders abends vor dem Schlafengehen nochmals an eine gründliche Reinigung denken, damit nicht während der Nacht zwischen den Zähnen zurückgebliebene Speisereste die soeben erwähnte Wirkung ausüben; gerade während des Schlafens, wenn die Wangen- und Zungenmuskulatur ruht und kein alkalischer Speichelfluss die verderbliche Tätigkeit der Mundsäuren hemmt, kann das Zerstörungswerk der Karies am ungehindertesten fortschreiten.

Nicht unerwähnt mag es bleiben, daß überhaupt Säuren, die von außen her, sei es als Genußmittel, sei es als Arzneimittel, in die Mundhöhle gebracht werden, eine zerstörende Wirkung auf die Zähne ausüben können. Der übermäßige Genuß von sauren Früchten, Weintrauben, Zitronen, der fortgesetzte Gebrauch von saurehaltigen Arzneimitteln greift die Zähne an; eisenhaltige, die besonders bleichsüchtigen Mädchen ärztlicherseits verordnet werden, sollten aus diesem Grunde, um möglichst eine Verührung mit den Zähnen zu vermeiden, stets durch Glasröhren genommen werden.

Nachdem man die Pflege (Bakterien), wie bereits erwähnt, als die wesentliche Ursache der Zahnfäule erkannt, richtete man das Hauptaugenmerk darauf, diese durch geeignete Mit-

tel (Antiseptika) zu bekämpfen bzw. unschädlich zu machen und abzutöten. Ein zweckdienliches Mund- und Zahnpflegemittel soll demnach in erster Reihe die Eigenschaft besitzen, antiseptisch zu wirken, daneben auch völlig unschädlich für die Mundschleimhaut und schließlich auch von angenehmem Geschmack und Geruch sein.

In Frage kommen im wesentlichen die Zahnpasten (in Tuben) und die Mundwässer. Bei dem Gebrauch der Zahnpasten beachte man unbedingt, daß die Tuben nicht aus Blei, sondern aus Zinn gefertigt sind, weil durch die Bleituben leicht mal Belvergiftungen entstehen können. Die Verfärbung der Zahnpaste beim Herausdrücken läßt leicht auf Bleituben schließen. Neben diesen kommt dann noch das Zahnpulver sowie die Zahnpaste zur Verwendung. Ich bin statt dieser mehr für die Anwendung der Pasten, schon weil sie durch die Art der Verpackung mit hygienischer erscheinen und auch bequemer im Gebrauch sind.

Die Zahnpasta soll neben der desinfizierenden Wirkung vor allem den Zweck erfüllen, die Zähne von allen ihnen anhaftenden Speiseresten, Schleim, Zahnstein usw. nach Möglichkeit zu befreien, d. h. also mechanisch reinigend zu wirken. Gewarnt sei vor jenen Mitteln, die die Zähne „in kurzer Zeit blendend weiß“ machen, da sie freie Säuren enthalten, die den Zahnschmelz eventuell auflösen; auch schärfere Mittel, wie Lindenholzkohle, Zigarrenasche, Austernschale vermeide man, da sie den Schmelz zu stark angreifen können. Als nicht zu unterschätzende Erfordernis kann es gelten, während des Wirkens stets einen Schluck Spülwasser im Munde zu halten, weil durch ihn leichter die losgelösten Stoffe aufgenommen und entfernt werden können.

Der rein mechanischen Zahneinreinigungsmethode, die freilich die Grundlage einer rationalen Zahnpflege darstellt, hat eine gründliche Durchspülung mit einem geeigneten Mundwasser zu folgen, das gleichfalls möglichst desinfizierende Wirkung haben soll, zudem angenehmen Geschmack und Geruch.

Der Mund ist gründlich mit dem Mundspülwasser anzufüllen und dieses eine Minute lang im Munde mittels Saugbewegungen kräftig durch die Zahnreihen hindurchzuspülen. Wenn auch ein Teil der im Handel befindlichen Mundpflegemittel als durchaus zweckdienlich gelten kann, so kann andererseits ein Teil der sogenannten „antiseptischen Mundwässer“ als minderwertig und ungeeignet bezeichnet werden.

Hervorheben möchte ich noch, daß man durch sorgfältige Pflege allein nicht etwa dauernd vor Zahnschmerzen oder dem etwaigen Verlust eines Zahnes geschützt ist, daß Mittel zur Pflege der Zähne und des Mundes auch Vorbeugungsmittel gegen Zahnschmerzen sind, was häufig in den Anpreisungen der im Handel befindlichen Mundkosmetika versprochen wird. Wohl haben sie, wenn sie die vorgezeichneten Bedingungen erfüllen, die Wirkung, das Auftreten von Zahnschmerzen als Folge defekter Zähne einzuschränken, jedoch durchaus nicht zu verhindern, ein Glaube, dem man nicht selten im Publikum begegnet.

Zeigt sich an einem Zahne trotz sorgfältigster Pflege eine defekte Stelle und wird diesem Zerstörungsprozess rechtzeitig gesteuert durch Zahnärztliche Hilfe, so ist stets noch die Erhaltung des Zahnes gewährleistet.

Neben Grillparzers bei der ersten Beethoven-Gebächtnisfeier. Im Herbst 1827, als man an Beethovens Grab einen Denkstein errichtete, hielt Grillparzer auf dem Währinger Friedhof folgende Rede:

„Sechs Monden sind's da standen wir hier an demselben Orte, klagen, weinend: denn wir beguteten einen Freund. Nun wir wieder versammelt sind, laßt uns gefast sein und mutig; denn wir feiern einen Sieger. Hinabgetragen hat ihn der Strom des Vergänglichens in der Ewigkeit unbefegelt Meer. Ausgezogen, was sterblich war, glänzt er ein Sternbild am Himmel der Nacht. Er gehört von nun an der Geschichte. Nicht von ihm sei unsere Rede, sondern von uns. Wir haben einen Stern sehen lassen. Etwa ihm zum Denkmal? Uns zum Wahrzeichen! Damit noch unsere Enkel wissen, wo sie hinzutreten haben, um die Hände zu fassen und die Erde zu küßen, die sein Weibem deckt. Einfach ist der Stein, wie er selbst war im Leben, nicht groß; um je größer, um so spöttischer wäre ja doch der Abstand gegen des Mannes Wert. Der Name Beethoven steht darauf, und somit der herrlichste Wappenstein, purpurner Herzogsmantel zugleich und Fürstentum. Und somit nehmen wir auf immer Abschied von dem Menschen, der geteufelt, und treten an die Erbschaft des Geistes, der ist und bleiben wird.“

Selten sind sie, die Augenblicke der Begeisterung, in dieser geistesarmen Zeit. Ihr, die ihr versammelt seid an dieser Stätte, tretet näher an dies Grab. Gestet eure Blide auf den Grund, richtet alle eure Sinne gesamt auf das, was euch wissend ist von diesem Mann, und so laßt, wie die Kräfte dieser späten Jahreszeit, die Schauer der Sammlung ziehen durch euer Gehirn, wie ein Fieber trägt es hin in euer Haus, wie ein wohlthätiges, rettendes Fieber, und hegt's und und bewahet's.

Selten sind sie, die Augenblicke der Begeisterung, in dieser geistesarmen Zeit. Beiligt euch! Der hier liegt, war ein Begeisterter. Nach einem trachtend, um eines sorgend, für eines duldend, alles hingebend für eines, so ging dieser Mann durchs Leben. Nicht Gattin hat er gekannt noch Kind; kaum Freude, wenig Genuß. Argerte ihn ein Auge, er rief es aus und ging fort, fort, fort bis ans Ziel. Wenn noch Sinn für Ganzheit in uns ist in dieser zersplitterten Zeit, so laßt uns sammeln an seinem Grab. Darum sind ja von jeder Dichter gewesen und Helben, Sanger und Gotterleuchter, daß an ihnen die armen, zerrütteten Menschen sich aufziehen, ihres Ursprungs gedenken und ihres Heils.“ Aus „Beethoven, Briefe, Gespräche, Erinnerungen“, ausgewählt und eingeleitet von Paul Wiegler (Sammlung „Das Kleine Propyläen-Buch“ im Propyläen-Verlag/Berlin).